

Klausur Nr. 2 vom 18.11.2020 (Deutsch-LK, Q3)

Im Zweifel ist immer der Vater schuld

von Leander Lobert

Nur Worte

von Franz Kafka

Ein Knabe, durchaus prächtig anzusehen, erblickte das Licht der Welt in einem dunstigen, finsternen Loch, umgeben von zartem und zugleich erdrückend schwerem Qualm. Der Qualm nahm ihm den ersten Atemzug, verhüllte seinen Leib in Schleim und Asche. So lag er da, im Saft seines Körpers, Wochen, Monate. Ohne dass die Güte der großen Leute auch nur einen Bissen zu ihm herunterfallen ließ, auch nur ein verseuchter Schluck seine Lippen erreichte. Aber er benötigte all diese Gaben auch nicht, er magerte kein Stück ab, ja er wurde sogar unglaublich kräftig, ihm wuchsen breite Schultern, eine starke Brust und Arme und vor allem Pranken, die einen Bären hätten mühelos mit einem Hieb niederstrecken können. Er brauchte nichts, denn er konnte von seinen eigenen Säften trinken und vor allem hatte er eines: die Klänge um ihn herum, das Schlagen der Hämmer, das Fauchen der unzähligen Kessel, das dumpfe, federleichte Schaben der Kohle, die von unermüden Händen geschaufelt wurde. Als er schließlich stark genug war, fing er an und schaufelte selbst Kohle. Die Tage verzogen gemeinsam mit dem schwarzen Dunst der Kessel. Ihm gefiel die Arbeit. Er wurde älter. Um ihn herum starben seine Freunde, sei es durch Unfälle, es kreppten viele Heizer durch Unfälle, oder einfach aufgrund ihres Alters. Schließlich war er der einzige Verbleibende. Er mühte sich tagein tagaus, befeuerte die Kessel und trieb das Schiff zu seinen höchsten Leistungen an. Aber grausam war die Stille hier unten, es setzte ja niemand auch nur gütiger Weise ein einziges Mal seinen Fuß in dieses Loch, in sein Loch.

Sein Verstand verließ ihn, er arbeitete weiter, es musste ja weitergehen. Er musste ja arbeiten. Um Ablenkung herbeizuschaffen, schrieb er. Er schrieb und schrieb und schrieb. Immer nachts, immer wenn alle Kohle gerade geschaufelt war, immer wenn er gerade einige Minuten für sich hatte. Es vergingen viele Jahre. Die Tage blieben immer gleich. Der Mann entdeckte eine neue künstlerische Leidenschaft. Der Mann machte Musik, auf Dingen, die er finden konnte, er nahm alles dankbar an.

Es kam der Tag, da wurde er endlich bemerkt. Der erste Offizier, eine hagere Erscheinung, hatte sich an seinen Texten erfreut und sie sogleich dem Kapitän übergeben. Dies traf sich gut, die Besatzung freute sich immer über Belustigungen und der Mann wurde mit viel Freude aufgenommen und rettete die Reihe der Oberen aus ihrer Trübheit. Er machte seine Sache gut, gewissenhaft, wie er auch seine alte Arbeit ausgeführt hatte. Abends ging er

wieder hinunter und gestaltete die Kunst für den nächsten Tag. Die Gedanken flossen in seine Finger, er konnte sie nicht mehr halten. Doch noch etwas geschah mit ihm: zur gleichen Zeit veränderte er sich. Es begann damit, dass seine Haare ergrauten. Schließlich fielen seine Zähne aus, wurden erst schwarz und sprangen dann aus seinem Maul. Er konnte seinen eigenen Leib nicht bei sich halten. Mit jeder Zeile, die er schrieb, verlor er einen weiteren Teil seines Körpers. Als seine Finger sich verfärbten, schwarz wurden und verfaulten und er somit zum Schreiben nicht mehr fähig war, wurde er entsorgt. Bis zu diesem Tag hatte er das Schiff jedoch nie verlassen. Da ihm seine Füße ebenfalls nicht mehr dienen wollten, musste er getragen werden und als er das Land erreichte, entglitt er den Händen seiner Peiniger, sein Körper wurde gänzlich schwarz, wie die Kohle, die er geschaufelt hatte, dann zerriss die Haut seines Gesichtes und seine schöne Gestalt verwandelte sich in einen stinkenden Haufen.

Aus wessen Feder stammt wohl diese wundervoll groteske – oder soll ich besser sagen kafkaeske Parabel?

Ein Autor, der in seinem Leben nie froh war, der immer nur litt und sich selbst als „nicht lebensfähig in dieser Welt“ bezeichnete.

Aber wer ist dieser, sagen wir einmal, sehr besondere Autor? Ist er wirklich dieses leidende Häufchen Elend? Wieso findet ein durchaus nicht schlecht aussehender Mann nie sein Glück in der realen Welt? Wieso hat Kafka ein solch zerrissenes Wesen, wieso flüchtet er in seine eigene, recht kleine – aber doch riesig große Welt? Für uns wirkt Kafkas Innenleben heute wie das von jemandem, der entweder sehr traumatisiert oder schwer drogenabhängig ist. Möglicherweise können wir Antworten in seinen Erzählungen finden, davon hat er uns ja einige hinterlassen. Von kleinen Miniaturtexten wie „Gib's auf“ bis hin zu ganzen Romanen, zum Beispiel „Amerika“. Wie so oft finden wir die interessantesten Dinge aber nicht in den großen Romanen, den monumentalen Werken, sondern in den kleinen Texten. Zum Glück, zumindest zum Glück für uns, wurde Franz Kafkas letzter Wunsch nicht erfüllt. Bis auf sehr wenige Werke sollten, wenn es nach Kafka gegangen wäre, alle seine Texte vernichtet werden. Diesen Wunsch äußert Kafka gegenüber einem seiner sehr wenigen guten Freunde. Dieser Freund, Max Brod, kam diesem letzten Wunsch jedoch nicht nach.

Einer dieser Texte nimmt eine Sonderrolle ein und gerade aus diesem Text können wir besonders viel über Kafkas Denkweise erfahren. Gemeint ist der berühmte „Brief an den Vater“. Kafka hat bis zu seinem Tod kein gutes Verhältnis zu seinem Vater und leidet sehr unter ihm. Der Vater, eine übermächtige, willkürliche Person, die den armen, schwächtigen Sohn unterdrückt, wurde in vielen Prosatexten verarbeitet, wurde zum Topos des Kafka-schen Schreibens.

Nur am Rande: Die Tatsache, dass Kafkas „Vaterkomplex“ oder gar „Familienkomplex“ Thema eigentlich fast aller Texte ist, hat mir damals, auch im Abitur, sehr geholfen. Wenn mir keine passende, originelle Interpretation eingefallen ist, konnte ich alles auf den Vater beziehen. Und das beste: es hat immer zumindest halbwegs gepasst. Der Lehrer war zwar nie wirklich begeistert davon, konnte mir aber auch nicht vorwerfen, dass meine Interpretation gänzlich falsch war. Bei der eingangs angesprochenen Parabel ist es genauso. Wieder kann man den Gedanken des Werkes gut auf den Vater beziehen: Der Kapitän, also der Vater, der den zum Manne reifenden Knaben, also Kafka, bis an den Rand des Wahnsinns ausnutzt und arbeiten lässt, um Geld heranzuschaffen.

Kafka bricht unter diesem Druck beinahe zusammen. Diese Angst, dem Vater nicht zu genügen, entwickelt sich zu einer regelrechten Wahnvorstellung und durchzieht sein ganzes Leben. Er selbst empfindet die bürgerliche Arbeit als lästige Pflicht, die man im Leben zu erfüllen hat. Seinen einzigen Lebenssinn sieht er in der Kunst. Dafür gibt er seine gesamte Kraft hin – diese wenige Kraft, die er noch besitzt. Das betont er immer wieder, in vielen Briefen und Werken.

Was er damit will - vielleicht nur Mitgefühl oder Mitleid der anderen? - wir wissen es nicht. Die Parabel vom Anfang verdeutlicht aber noch eine weitere These Kafkas, die natürlich mit seiner allgemeinen Denkweise zusammenhängt: Ein Künstler ist in der brutalen Realität nicht überlebensfähig. Er muss an ihr zugrunde gehen.

Der Weg in die Kunst ist eine Einbahnstraße, wer diesen Weg beschreitet, muss dort bleiben, einen Rückweg gibt es nicht. Kunst taugt nicht als Beruf, die Kunst muss Berufung sein - und der Künstler schließlich an ihr scheitern. In der Parabel „Der Hungerkünstler“ wird dies besonders deutlich.

Im Grunde entscheidet man sich jedoch nicht für die Kunst, die Kunst entscheidet sich für den Künstler. Man ist entweder als Künstler geboren oder eben nicht. Aus Kafka, so beschreibt er es, sind die Gedanken geradezu herausgesprudelt. Sie gehen ihre eigenen Wege, verselbständigen sich, sie zu kontrollieren ist nicht möglich, eruptiv bahnen sie sich ihren Weg an die Oberfläche. Aber gerade das kann dem Künstler auch Angst machen. Er lässt etwas auf die Welt los, auf sein Publikum, aber was es ist, weiß er selbst nicht recht. Parabeln wie „Auf der Galerie“ verdeutlichen diesen Gedanken hervorragend.

Aber wer war Kafka, dieser mysteriöse Einzelgänger wirklich? Eins definitiv nicht: glücklich mit seinem einsamen Leben.

Die eine Seite Kafkas mag zerrissen und kalt sein, die andere ist aber dafür umso wärmer. Sie sehnt sich nach Ruhe, nach Halt in einer Gemeinschaft. Kafka will ein Familienmensch sein. Und das ist er zum Teil auch. Als großer Bruder kümmert er sich herzlich um seine Schwestern.

„Das Fremde“ beschreibt er oft als „kalt“ und „böse“. Tief im Inneren will er sein Leben geregelt ablaufen sehen. Fast traurig mutet da schon das Bild seines Grabsteines an: Vereint mit Mutter und Vater, das, was er sich immer ersehnte und nie erreichte. Eigenartig wirkt es, dass der „Doktor Kafka“ zumindest auf dem Grabstein über den Namen seiner Eltern steht.

Seine Kunst ist bis heute einzigartig. Weil sie rätselhaft, nebulös, grotesk, surreal - eben modern ist, aber auch, weil sie ein Ziel verfolgt, das der heutigen Literatur leider oft vollständig verloren gegangen ist. Kafka will nicht schreiben, um seinen Lesern einen schönen Abend auf dem Sofa mit einer Tasse Tee in der Hand zu bereiten. Er will nicht schreiben, was den Lesern gefällt. Er will schreiben, was provoziert, was zum Nachdenken anregt, was „beißt und sticht“.

Kafka ist kein Autor von Beruf, das Schreiben ist seine Berufung. Das ist ein Gedanke, den auch unser „Dichtefürst“ Johann Wolfgang von Goethe verfolgt - oder zumindest vorgibt, zu verfolgen. Goethe und Kafka, zwei Gestalten, die nicht zusammenpassen. Der eine mit einem übergroßen Ego, der andere mit fürchterlichen Komplexen. Aber beide sind auf eine Stufe zu stellen, beide sind gleichermaßen bedingungslose Künstler. Und von beiden können sich heutige Autoren eine Scheibe abschneiden: Von Goethe, dass ein Künstler vielleicht doch leben und Spaß haben kann, und von Kafka, dass wir nicht das schreiben müssen, was Geld bringt und den Lesern gefällt, sondern das, was die Leute aufregt, was sie zum Nachdenken zwingt und was sie so infiziert, dass sie krepieren, wenn sie kein Gegengift verabreicht bekommen.